

Das Josefinische Wien.

Ein Prolog von Rudolf Hans Bartsch.

Das forstliche Wesen
Ein Vortrag von Rudolf Hansmann



Ausschnitt aus Schütz, Schönbrunn gegen den Garten 1782.

DIESE Blätter mit ihren zarten Grabstichelstrichen und ihrer weiten, hellen Perspektive, mit ihren zarten Farben und der fröhlichen Staffage muten an wie lichte Hecken im ersten Ausschlagen des Frühlings, unter denen das Gedränge der Blumen in die Palmsonntagsfreude jungen Lebens ausbricht. Wer solch ungeduldiges, ahnungsreiches „Es wird, es wird“ in diesen lachenden Farbstichen nicht recht fühlt, weiss wohl nicht, was das Wien jener Tage bedeutete, in denen ein paar lebhaft Künstler sich sagten: „Das ist wert, konterfeit zu werden“ und diese Stiche schufen.

Schwere Kriegsjahre sind bald nach dem Entstehen dieser Blätter über die erwachende Stadt hingegangen wie Hagel über die Maiflur, und die misstrauische, hart vormundschaftliche Regierung, die als Schutzmassregel gegen das Fieber des französischen Volksausbruches folgen musste, legte bald ein drückendes, eintöniges Wolkengrau über die hellen Wiener Landschaften, ein halb Jahrhundert lang und mehr! Diese Blätter aber entstanden, als die ersten Jugendeseleien der Wiener in der ungewohnten josefinischen Freiheit vorbei waren und ein liches klares Behagen über das öffentliche und private Leben kam: ein bewusstes Arbeitnehmen in der Werkstätte einer neuen Zeit. Die grössere Hälfte dieser Blätter erschien noch unter dem verewigten Josef II.; die Herausgabe überlebte den Tod des Kaisers und die kurze Regierung des zweiten Leopold, der vielleicht einer der klügsten Herrscher war: frei und doch weise abgewogen, begabt und doch rührig, feurig empfindend und doch aufmerksam, lernbegierig und gerecht. Was dieser Kaiser in den beiden Jahren seiner unter trostlosen Verhältnissen angetretenen Regierung wiederherstellte, gutmachte und plante, ist wenigen noch bekannt; aber das Wien, dessen Bild diese Blätter enthalten, wurde in seinen Tagen das Herz Europas, während Paris dessen Entzündungsbeule war. Es blühte einer Zeit entgegen, die viel zu Schönes hoffen liess, als dass sie unserem unglücklich zusammengesetzten Vaterlande Treue halten wollte.

Das eigentliche „Wiener Rokoko“ war vorbei, seit die grosse Theresia die Augen geschlossen. In allem gross und frei, war sie es nur in jenen beiden Dingen nicht, welche eben den Geist des Rokoko bezeichnen: in der Achtung der Gewissensüberzeugtheit und in der Nachsicht gegen die Schwäche

der Sinne. Die Wiener ihrer Zeit durften sehr viel roher und weltlicher sein, als es heute denkbar ist: Tierhetzen, Trunkenheit, Händelsucht, Zotenhaftigkeit und, bei den Spässen des Kasperl, geringeres Kunstbedürfnis als vielleicht heute in den Kinos, kennzeichnen das Volk jener Tage; aber die tief ernsten evangelischen Bauern des Zillertales wurden ausgetrieben, jedes kühne und freie Buch unterdrückt und regelmässige Patrouillen durchstreiften die dicken Gebüsche des Praters, um sich ihr Fanggeld auf Liebespaare zu verdienen; keine Wohnung war vor Polizeispionen sicher, die nur zwei Verbrechen nachschnoberten: dem Studium eines Buches von der Art, wie Herr Rousseau sie schrieb, oder — dem Studium einer Geliebten. Es ist nicht gross schade, dass dabei Männer wie Herr Casanova zu kurz kamen, den in jener Zeit sein Unstern nach Wien führte und der in einer temperamentvollen Kritik über diese beiden merkwürdigen Einmischungen der Landesmutter in das eigenste Leben der, ach so lebensfrohen Wiener Klage und Zeter erhob. Schlimmer ist, dass in Dingen der Sittlichkeit eine Heuchelei und Durchtriebenheit aufkam, die sich durch alle Bürgerhäuser frass. Was weder im Prater noch in Herbergen geschehen durfte, verkroch sich bis ins Familienleben und es bildete sich als Sicherheitsventil der Natur der unvergessliche Typus der damaligen Wiener Stubenmädchen heraus, über die sich in Josefs II. Tagen nachher ein ganzes Sturzbad von Enthüllungsbroschüren ergoss. Statt dass sie auf der Gasse und in wenigen Spelunken kenntlich genug wurde, hockte nun die Verführung in allen Hausfluren und Vorzimmern, ja sie steckte die Frauen und Mädchen der Bürger in den Plauderstunden beim Frisieren oder im Sonntagsputz mit ihren reizenden, geheimen Geschichtchen an. Diese Mädels, die solchen Beruf erst gar nicht ergriffen, wenn sie nicht den entzückenden Typus der Wiener Rasse in ihrem Spiegel wiedererkannten, trugen alle das gefältelte böhmische Linnenhäubchen und eine von den damaligen gebauschten Schössen sehr abweichende, knappe Tracht, die ihre Formen auf das vorteilhafteste zur Geltung brachte. Von der sonst ungeschickten Mode hatten sie bloss das freisinnigste Dekolleté aller Zeiten übernommen und so kam es, dass sie bei einem Lohn von dreissig Gulden im Jahre den zierlichsten Goldschmuck, Seide, Spitzen und kostbares Unterzeug tragen konnten, sich des Sonntags mit ihrem Begleiter, der elegant den Chapeau unterm Arm trug, im Augarten wie Damen erlustierten und recht oft zu einem noch besseren Los emporrückten als zum Genuss hübscher Ersparnisse. Die Chronisten jener Tage wissen von einer Anzahl Baroninnen zu erzählen, die aus dem Vorzimmer in einen Palast geheiratet hatten, galante Damen der grossen Gesellschaft hinwiederum verkleideten sich in die Tracht jener lieben Dinger, um desto sicherer zu gefallen, und mit Bezug auf den Aufwand und das gute, lustige Leben der hübschen Kinder ruft einer ihrer Lobredner in jenen Tagen schalkhaft aus: „Ratet, wo sie ihre Kapitalien stecken haben?“

Ach nein! Das Wiener Rokoko war weder im Geiste frei, noch geistvoll, noch galant in seinen Gesellschaftsformen. Aber aus den Schulen des Sonnenfels, aus den Hörsälen eines van Swieten wuchs langsam ein ganz eigentümliches Geschlecht in diesen Gassen empor, durch

die noch grosse Prozessionen mit dem Pomp der spanischen Hofetikette zogen. In den herrlichen Parks, deren ausschliessliche Nutzniessung Josef II. noch als Mitregent seiner Mutter dem unnahbaren Adel entrissen hatte, dem Augarten und Prater, wie in den zierlich gestutzten Laubgängen von Schönbrunn tauchten immer häufiger jene in Wien ganz ungewöhnlichen Gestalten einsamer Nachdenker auf, die mit einem eingeschmuggelten ketzerischen Buche, wohl gar bloss mit einer Abschrift der „Confessions“ oder des „Contrat social“ sinnend an den Bäumen lehnten oder abseits im stillen Grünen sassen und sich mit einem tüchtigen Restchen menschlicher Schwäche als interessante Staffage fühlten: ferne dem vulgären Treiben, hoch über der Tagesmode! Aber es tat ihrer Koketterie wohl, wenn sie über sich flüstern hörten: „Du, wer is denn dös?“ „Na wasst, a so a Philosoph.“ Ein Philosoph! Wer weiss heute noch, was für ein Zauberklang damals in jenem Worte steckte, nach dessen Ehre Friedrich der Grosse so gut wie der Hochstapler Casanova, der geistvolle Marschall Lascy wie der Broschürensreiber Rautenstrauch strebten. Jeder, der ein aus dem westlichen Deutschland gekommenes Buch las und sich mit dessen für Wien unerhörten Sentenzen schmückte, war sogleich „Philosoph“ und ein Hochgefühl, von dem wir uns schwerlich mehr einen Begriff machen können, durchschwellte jene Anfänger im freien Denken: „Wir sind die Ersten einer neuen Zeit!“

In den ersten Jahren der josefinischen Pressfreiheit trat ja wohl ein fürchterliches Dilettantenfieber der Broschürenscreiberei auf. Kein Wort über das Tieferregende einer neuen Zeit: höchstens, dass Pezzl, der beste Kopf von allen Wiener Schriftstellern, den vertriebenen Jesuiten derb nachphilosophierte und der Kirche kräftige Wahrheiten sagte. Die andern stritten „über die Kleiderpracht im Prater“, „über den Stolz von den Lakayen“, über die Stubenmädchen und was sonst noch der Wiener Herz bewegen konnte, und bei der Reise des Papstes nach Wien waren Schaulust und Reliquienglaube ungeheuer, aber keine Feder regte sich für die kühnen Reformen des Kaisers! Dieser selbst hatte nur für Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit Sinn. Das Symbol eines erhöhten Lebens, die Kunst, stand ihm ferne und nicht ein grosser Dichter oder Maler schmückt die Annalen von Wien zu jener Zeit. Die Herren Blumauer, Alxinger und Schikaneder werden mit Behagen gegen die Namen Klopstocks und Wielands gehalten und der neuen Freidenkerei erstes Symptom in Oesterreich ist kein Rausch, sondern eine so ungeheuerliche Nüchternheit und prosaische Hausbackenheit, dass man sich an den Kopf greifen und fragen muss: „Wo ist denn hier eine Blüte der prächtigen sinnenfälligen Lebenslust des süddeutschen Stammes zu entdecken!?“

Nein, in der offiziellen Welt wusste man nichts von Kunst, Musik und Dichtung. Die Adressbücher des damaligen Wien weisen eine ganze Reihe von Musikernamen auf, die heute kein Mensch mehr kennt, nur zweie fehlen darin: Mozart und Haydn. Und doch war Haydn damals viel in Wien, doch lebte Mozart dort, als die ersten unserer Blätter an Tag gegeben wurden, und Beethoven kam in jenen Tagen, als die Serie reichhaltiger geworden war, nach Wien. Grillparzer sah sie als Knabe noch bei Artaria hängen und vielleicht auch Schubert. Alles, was Wien an

Seele besitzt, war im Entstehen, als diese hellen Bilder gestochen wurden. Die Brigittenau und der Augarten! Sie sahen die heissblütigen Gruppen der österreichischen Jakobiner, von denen heute niemand mehr etwas weiss. Die Gerichtsakten nannten es eine „horribilis, pestifera conjuratio“, welche gerade damals ihren Anfang nahm und in Wien und Pest 1793 mit furchtbarer Strenge unterdrückt werden musste. Diese „Verschwörung des Martinovics“, wie sie heisst, hatte Anhänger wie die Magistratsräte Hackl und Prandstetter im Rathause, Hebenstreit und Latzkovics in der Armee, sie reichte bis an die obersten Lehrstühle der Universität und hatte einen von Leopolds II. Freunden, den Erzieher des Kaisers Franz, Baron Riedel zu ihren Führern. Viele der hübschen Staffagefiguren unserer Bilder sollen stadtbekannte Wiener Persönlichkeiten sein und wer weiss, ob nicht einer jener unglücklichen Philosophen, an irgend einem Baume lehrend, konterfeit ist, welche dutzendweise zu sechzig oder hundert Jahren Kerker verurteilt worden waren: für ihre meist platonische Bekenntenschaft zu Theorien, die ihnen heute kaum einen Pressprozess eingetragen hätte. So still, so friedlich und besonnen scheinen diese Bilder und doch gähte es heiss und leidenschaftlich unter diesen zierlich frisierten Köpfen, für deren staatsgefährlichste damals der „runde Hut“ in Mode gekommen war. Was sich zu den neuen Theorien bekannte, legte vorerst Dreispitz oder Chapeau ab, wie man den Klapphut nannte, der im Arm getragen ward und zur Bezeichnung für den Kavalier einer Dame wurde. „Sie haben sich von einem Chapeau die Waden messen lassen,“ schreibt Mozart grollend an seine Braut, die lustige Konstanze Weber, und während die jungen Feuerköpfe allzu überstürzt von einem neuen Säkulum brüten und Verschwörungen sinnen, während die Freimaurerlogen sich voll heiligen Ernstes mitten in diesem Kindervolk zur Bewusstheit eines veredelten Lebens heranzubilden bestreben, drängte sich die feine Welt im Milanischen Kaffeehaus am Kohlmarkt, wo die heissen Sommernächte durchscherzt wurden, und vor den frivolen „Komödiuden“ am Graben. Sie ist lustvoll bei jedem Spektakel; damals waren ja die Plätze der Inneren Stadt noch Märkte, auf denen es voll mittelalterlicher Buntheit zuzuging, wenn Jahrmarkt war. An alle Kirchen waren Buden zwischen die Pfeiler geklebt und dies kleine Beiwerk, das heute an der Kirche des Schulhofes nur mehr als köstlich pittoresk empfunden wird, umdrängte die Peterskirche, Sankt Stefan, ja selbst die Hofburg mit kleinen und kleinsten Kramladen. Da Zank und Unordnung häufig waren, hatten die Wachen am Peter, vor dem Kriegsministerium und in der Hofburg ein weit kriegerischeres Bild als heute. Ueberall starrten die Kanonen, standen Reiterpikette neben der Infanterie und bei Prozessionen und Aufzügen putzten die exotischen Uniformen der ungarischen und polnischen adeligen Leibwache das Bild lebhafter auf als heutzutage.

Und welcher Farbenzauber ist unserer Zeit verloren gegangen durch den Verlust der bunten Männertracht! Damals war ponceaurot zwar Mode, aber es war lange nicht die hellste der Farben, in denen die Stutzer schimmerten. Lila oder apfelgrün, rosa oder lichtblau musste der Frack womöglich sein, die Weste goldbrokaten, das Jabot aus feiner Spitze, der Frackstoff

häufig Sammet oder gewässerte steife Seide mit goldenen Tressen reichlich besetzt. Dazu der zierlich hohe Rohrstock, das Lorgnon, eine lange Uhrkette um den Hals und eine kurze im Hosenbund mit reichlichen Berlocken, die wie Skalpe zur Erinnerung an zarte Abenteuer gesammelt wurden, Hosen und Strümpfe natürlich ebenso freundlich in den Farben, letztere aus Seide und an den Schuhen silberne Schnallen.

Die Damen in weitgebauchten Reifröcken — kaum konnten sie durch die Türe der Michaelerkirche hinein! — mit einem hohen Lockengebäude und langem prallen Mieder und Leibchen, das die Brust hochdrängte und freigebig sehen liess. Diese Menschen, alle von der noch unvergesslichen spanischen Hofgrandezza influenziert, von französischen Tanzmeistern erzogen in der Kunst, sich mit anmutiger Zierlichkeit zu bewegen, umdrängten täglich, wenn das Wetter gnädig war, die Stadt auf dem Glacis wie ein Ringbeet kostbarer Tulpen.

Es war so licht, so frei, so weit und heiter damals, rings um die Innere Stadt. Diese selbst, mit ihren engen Gässchen und oft sechsgeschossigen Häusern war wohl ein rechtes Festungsnest. In einer Stunde konnte man bequemlich um dies gedrängte, düstere Behältnis von 53.000 Menschen lustwandeln. Aber rundum zog sich Mauerwerk und Graben, helle, freie Basteien schoben sich überall vor und vor dem Festungsgraben begann der mit jungem Grün bepflanzte Ring der Glacis. Man denke, ein freier Gürtel von 200 Klaftern, also über 500 Schritt Breite umschlang diese Stadt. Wieviel Licht und Weite war da und welche entzückenden Fernblicke auf Strom, Berge und Vorstädte ergaben sich dabei! Die Vorstädte aber waren noch alle von einander durch Wiesen, Weingärten und Parks getrennt, jede ein fröhliches kleines Nest für sich, das den Wienern als Sommerfrische diente. Die Vororte nun gar wurden von den Unruhigsten und Unternehmendsten ausgesucht, derselben Rasse, welche heute vielleicht auf die Rax klettert. Alle schönen Feiertage nach der Messe und alle Feierabende quoll diese bunte Menge durch die Tore auf das Wiesenland der Glacis hinaus, sah etwan der Heumahd zu oder auch wohl einer Hinrichtung, wie der des Jakobiners und Platzleutnants Hebenstréit auf dem Glacis vor dem Schottentor, und blieb gleicherweise in ihrem Behagen. Der Hagestolz führt seine Dogge, der Offizier übt sein Pferd im spanischen Trab, so oft er was hübsches Weibliches erblickt, die Spaziergänger haben alle dieselbe gut erzogene Haltung, Brust heraus, Stock zierlich aufgestützt, im Stehen stets Spielbein und Standbein wohl abgewogen, denn man hatte ja noch keine kontrollfeindlichen Tüchrröhren an den Beinen, die jede bewegtere Haltung karikaturistisch machen, und statt dass jeder Lümmel sich persönlich aufzuspielen versuchte, ohne Persönlichkeit zu haben, übereiferte sich alles bis zur Fadheit in guten, aber schon ganz guten Erziehungsformen. Nur die glückliche Jugend, die noch Kreisel, Peitsche und Drachen liebt, ist dieselbe wie heute.

Alles ist licht, alles ist leicht, Probleme hat das Leben noch wenig. Man sorgt sich wegen der Holzbeschaffung und um die Wälder, aber schon munkelt man von der Steinkohle. Dem

Adel gibt man für seine Abgeschlossenheit die reizendsten Stachelverse, ein Klassenhass existiert aber kaum, der Personenkultus konzentriert sich auf ein paar Schauspieler oder extravagante Kavaliere, sonst ist alles in ein unpersönliches, gedankenloses, noch unbewusst frohes Vegetieren zusammengeschlossen. Das Leben ist billig, die Vergnügungen harmlos und nahe, der Wein gut — was weiter?

Nur Einer beunruhigt diese Wiener ernstlich: sie haben eine ordentliche Scheu vor ihm, weil er so anders ist, so unrastvoll energisch, so arbeitsam, so unbehaglich streng gegen sich. Ein aufregender, ja ein unbequemer Herr, der allzu helllichtige Kaiser! Es ist alles wie mit neuer Märzluft von ihm durchschauert und nicht einmal beim Feuerwerk im Prater hat man seine Ruh'; man muss sich für ihn interessieren. Er hat mit dem Papst seinen Hader gehabt und niemand weiss, wer siegte. Er deckt Schäden auf, entrüstet sich über Unredlichkeiten, erlässt kühne Edikte, hat keine rührenden Schwächen, ist überall selber dabei, er reist beständig durch sein ganzes Reich und weil er sich dabei im offenen Wagen und zu Pferde jedem Wetter aussetzt, ist seine Gesichtsfarbe lebhaft braunrot: eine ungewöhnliche Sache im Zeitalter des Lilienteints, der Schminke und der Stubenhockerei, und das Grün der reitenden Jäger steht ihm am besten zu Gesicht. Die bleichen, zimmerfarbigen Leutchen klatschen ihm natürlich nach, er trinke. Was klatschen sie ihm nicht nach, Ihm, der so ganz anders ist als alle und deshalb alle reizt! Selbst diese hellen, harmlosen Blätter sind wie durchbebt von der Persönlichkeit Josefs des Zweiten. Da kutschiert er, vom Lusthause in der Prater-Hauptallee heimfahrend, selber seine kleine Chaise, an seiner Seite irgend einen einfach gekleideten „Philosophen“, mit dem er wieder was Praktisches auskocht. So ist er ja! Ueber das Tor des Augartens, den er dem Adel entrissen hatte, liess er die Worte setzen: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer.“ Aber wie schätzen sie ihn? Er lächelt darüber. Er weiss, dass sein Wesen ihnen allen durch Mark und Bein geht, aber dass es in jeder Brust drängt und treibt, Partei und Gegenpartei erweckt, dass gesunder Wettstreit, lebendige Unruhe in das Schlaraffenland des gemächlichen Lebevölkeres gefahren sind und eine neue Zeit mit ihm dahergewittert kam: die Zeit, von deren geheimen Drängen diese Blätter heute noch zu zittern scheinen.

